

DACHSTEIN DIALOGE 2025 | Internationales Festival für Toleranz „Wer gehört zu uns?“

Eröffnungsrede von Eva Menasse

19.09.2025, Filzmoos

Im vergangenen Sommer war ich noch Sprecherin der neu gegründeten Autorenvereinigung PEN Berlin. Unsere bislang größte Veranstaltungsreihe lief kurz vor den Landtagswahlen im Herbst '24 durch drei vormals ostdeutsche Bundesländer, Sachsen, Thüringen und Brandenburg, sie trug den Titel "Das wird man ja wohl noch sagen dürfen" und verfolgte das Ziel, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen: vordergründig über die Fragen von Meinungsfreiheit bzw. ihren vermeintlichen Beschränkungen. Aber es ging dann schnell um sehr viel mehr, besonders um die wirtschaftlichen Katastrophen der Nachwendezeit. Diese Menschen hatten ein brennendes Bedürfnis, zu reden. Vielleicht auch: analog zu reden, erkennbar mit ihrem Gesicht und ihrer Stimme. Als ich mich im Gespräch mit einem Lokaljournalisten in Sachsen darüber freute, dass die Reihe so viel Zuspruch bekam, sagte er: "Ihr habt zum Glück nicht ‚Demokratie‘ gesagt." "Wie bitte?", fragte ich verblüfft. Und erfuhr, dass das Wort "Demokratie" im deutschen Osten zum roten Tuch geworden ist. Die Menschen seien so oft damit traktiert worden, man habe ihnen derart viel Demokratieerziehung angedeihen lassen, dass sie eine Allergie entwickelt hätten, und zwar nicht nur jene, die AfD wählen.

Erdulden, ertragen, aushalten

So können sich auch Wörter unversehens verändern, sogar solche, die man für stabil gehalten hat. Sie werden zu bissigen kleinen Monstern, zu Zumutungen, Unterstellungen oder Beleidigungen, abgeschickten wie empfangenen. Und sie neigen dazu, gleich noch weitere Wörter in ihrer Umgebung anzufressen. So ging es mir mit diesem Auftrag. Für Toleranz und Zugehörigkeit fand ich keine Erzählung, der ich nicht sofort widersprechen wollte. Die Auftragswörter in meinem Kopf lachten mich aus, nannten mich Gutmensch und Sonntagsrednerin.

Es ist ein schreckliches Gefühl, wenn die Sprache zerbröselt. Wenn sie einem entwunden wird und man ihr als Waffe in der Hand des Gegners wiederbegegnet. Hat jemand Gendersprache gesagt? Oder Cancelln? Oder Antisemitismus?

Falls jemand das gesagt haben sollte, weiß man deswegen noch nicht, wo man sich befindet, unter Rechten oder Linken, unter Besorgten oder unter Aufwieglern, unter denen, die immer noch an ein Gemeinsames glauben, oder den anderen, die alles zerschlagen wollen.

Sobald man sich die Toleranz näher anschaut, hat auch sie keinen überzeugenden Klang. Erdulden, ertragen, aushalten heißt das lateinische Verb, von dem es stammt, und der Gesichtsausdruck, den man spontan dazu macht, ist ein gequälter. Ein berühmtes Zitat von Goethe lautet: "Toleranz sollte nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen." Wenn ich das, was er damit sagen wollte, ein bisschen zuspitzen darf: Toleranz ist nur die erste Stufe über "Totschlagen straffrei erlaubt". Man könnte nun einwenden, dass sie entscheidend sei: der Unterschied zwischen Leben und Tod.

Stimmt. Aber wollen wir uns damit wirklich zufriedengeben? Oder andersherum gefragt: Wie tief sind wir eigentlich abgestürzt, wenn wir uns auf diesem Level wiederfinden?

Das ist genau, was ich meine. Was assoziieren Sie, wenn Sie das Wort Toleranz hören? Dass Sie manchmal toleranter sein sollten? Oder dass Sie in den Facebook- oder X-Schlachten, an denen Sie engagiert teilnehmen, gelegentlich weniger aggressiv auftreten könnten? Die meisten von uns hier befinden sich auf der bequemen Seite, jener nämlich, die die Macht hat, zu bestimmen, was Toleranz wirklich bedeutet, wie und für wen sie gerade geübt werden muss, wie es verräterisch heißt. Schauen Sie sich in Ihrem Alltag um, Sie werden viele Menschen entdecken, die Toleranz vom anderen Ende her kennen als Sie. Für die sie nicht warm und behaglich klingt, etwas, was man übt, wenn man Muße hat oder von einem Pfarrer oder einer Schriftstellerin daran erinnert wird, sondern etwas, was blitzschnell entzogen werden kann. Es sind die Menschen, die Ihre Büros putzen, wenn Sie Feierabend haben, die Ihre Angehörigen putzen, wenn diese im Spital oder im Pflegeheim sind. Es sind Menschen darunter, deren Aufenthaltsstatus sogar so heißt, nämlich Duldung, das bedeutet, sie werden derzeit nicht abgeschoben, weil dort, woher sie stammen, Verhältnisse herrschen, dass man sie fast ebenso gut gleich umbringen könnte. Aber wir sind ja tolerant, deswegen dulden wir sie vorläufig und schieben sie erst später ab, wenn es dann hoffentlich bald wieder geht.

Bei den überwiegend meisten in unserem Umfeld, die die Toleranz von der anderen Seite erleben, handelt es sich übrigens um solche mit ordentlichen Papieren und oft mit Staatsbürgerschaften wie Ihrer eigenen. Es handelt sich um Industriearbeiter, Computerspezialistinnen, Lehrer, Ingenieurinnen, Ärzte, Automechanikerinnen, Möbelpacker, Zimmermädchen. Allerdings sieht man ihnen weder ihren Beruf noch die Gültigkeit ihrer Papiere an, wenn man ihnen auf der Straße begegnet und wieder einmal denkt: Gott, diese vielen Ausländer, wohin soll das alles noch führen, und sich selbst im nächsten Moment zu mehr Toleranz ermahnt. Warum aber wird eine solche Heilserwartung an die Toleranz geknüpft, so sehr, dass man sie am liebsten in großem Stil in Tablettenform verabreichen würde, als Nahrungsergänzungsmittel für die Demokratie?

Wie viel geballte Intoleranz

Könnte es also sein, dass diese ständig geäußerte Sehnsucht nach mehr Toleranz darauf verweist, wie viel geballte Intoleranz einem entgegenschwappt, seit sich so viele Menschen dieses zeitraubenden Gesellschaftsspiels namens Social Media befleißigen?

Mich fasziniert ja seit Jahren, welche Verwüstungen die digitale Dauerdebatte in der analogen Welt angerichtet hat, ohne dass die Leute damit aufhören oder irgendetwas dagegen unternehmen, und sei es bloß in ihrer eigenen Einstellung dazu. Mehr als faszinierend, nämlich alarmierend finde ich, dass die analogen Institutionen, Kulturveranstalter, Universitäten, Akademien, Verlage und so weiter, immer noch keine Herdenimmunität entwickelt haben gegen die Ansteckungsgefahren des digitalen Shitstorms. Gegen all die verbale Gewalt, die echte, handfeste Folgen hat – nicht zuletzt galoppierende Feigheit.

"Mich fasziniert ja, welche Verwüstungen die digitale Dauerdebatte in der analogen Welt angerichtet hat."

Denn meine Wahrnehmung der Welt möchte gern weiterhin die folgende sein: Da gibt's zwei voneinander getrennte Räume. In dem einen ist alles, wie es immer war. Da gibt es Liebe (Menschen berühren einander, manchmal so innig, dass sich ihre Mikrobiome vermischen), es gibt

Hass (Menschen schreien einander an, sehen aber das erschrockene oder verzerrte Gesicht des Gegenübers, sehen vielleicht sogar den eigenen Spuckefaden fliegen), es gibt Krieg und Hunger und vieles Unerträgliches. Dort gibt es aber auch Kultur. Da werden Texte geschrieben und gelesen und auf Bühnen gespielt, da macht man Musik, Bilder und Filme. Da trifft man sich, um über unterschiedliche Auffassungen zu diskutieren, gar zu streiten. Das ist die Wirklichkeit, die wir halbwegs zu lesen wissen.

Und nun frage ich Sie so naiv wie ernsthaft, wie es verdammt noch einmal dazu kommen konnte, dass Raum zwei so viel Macht über die Wirklichkeit bekommen konnte, bleiben wir nur einmal bei der Sphäre der Kultur. Da meint einer etwas, in Raum zwei, und viele, vielleicht tausende andere drücken halbbewusst auf ihre dicken gelben vorformatierten Daumen, und schon wird ganz handfest und spürbar ein Preis ausgesetzt, den eine Jury in kontroversen Sitzungen vergeben hat. Schon werden Gastprofessuren abgeblasen, über die ähnlich komplex entschieden worden ist. Bücher werden zurückgezogen, Aufsätze aus Anthologien geschmissen, Theaterstücke abgesetzt, Filmvorführungen abgesagt, Zeitungstexte depubliziert, Bilder abgehängt, Diskutanten ausgeladen und gleich noch für die Zukunft diffamiert. Da dürfen Reden nicht gehalten werden, weil jemandem der Redner nicht passt, obwohl er dessen Rede noch gar nicht kennt. Dennoch schafft es so ein Jemand, genug Aufruhr zu erzeugen, dass man sich in der Wirklichkeit nicht mehr anders zu helfen weiß, als abzusagen. Das ist zwar peinlich – gerade, weil man ja schon ausreichend Sonntagsreden wie diese hier über Toleranz, Kunst- und Meinungsfreiheit gehört hat – und deshalb sagt man dann immer dasselbe, nämlich dass "man für die Sicherheit unserer geschätzten Teilnehmer nicht mehr garantieren kann". Und das ist die feigste Ausrede von allen, so scheißbesorgt sie auch daherkommt. Wenn einzelne Teilnehmer Angst haben, irgendwo aufzutreten, und man es nicht schafft, ihnen diese Angst zu nehmen – geschenkt. Aber unsere Institutionen der Wirklichkeit haben die Verpflichtung, gerade auch kontroverse Veranstaltungen stattfinden zu lassen, kontroversen Rednern zuzuhören, kontroverse Kunststücke auf Bühnen zu bringen. Whatever it takes, und wenn es Saalschutz und Polizeischutz ist.

Das Einknicken vor Shitstürmen

Doch gezielte Intoleranz ist in nur wenigen Jahren Standard geworden, in Verbindung mit moralischer Panik und einer beeindruckenden Flexibilität in den Gelenken beim Einknicken vor digitalen Shitstürmen, die so gern als Plebiszit missverstanden werden, als glaubwürdige und ernstzunehmende Probeabstimmungen im Volk. Aber das ist ein fataler Irrtum. Manchmal sind es nur zufällige, irrationale Ereignisse, oft genug knallhart lancierte Kampagnen. Die erfolgreichsten sind jene, die von herkömmlichen Medien aufgegriffen werden, also von solchen, die mit Nachrichten Geld verdienen und bei denen ausgebildete Journalisten für ihre Arbeit bezahlt werden. Das Spiel folgt den alten banalen Mechanismen: Es werden Vorwürfe formuliert, und im Netz beginnt es zu brodeln. Doch erst, sobald eine größere Tageszeitung oder ein TV-Sender bei der verantwortlichen Institution, also von Wirklichkeit zu Wirklichkeit, anruft und fragt, ob sie die Vorwürfe ernst nimmt, muss sie das auch. Die Medien behaupten, sie kämen nur ihrer Informationspflicht nach. Die Institutionen geraten automatisch unter Druck und in innere Machtkämpfe, denn ab nun müssen sie sich rechtfertigen.

Der gute alte Journalismus lässt sich davon in bestürzendem Ausmaß instrumentalisieren und hat, trotz aller handwerklichen Professionalität, über die er prinzipiell verfügt, erstaunlich wenig Bewusstsein dafür. Es läge meines Erachtens auch am Qualitätsjournalismus, sich viel härter

abzugrenzen gegen das, was aus der digitalen Manege bisher so gern übernommen und einfach größer gemacht wird, anstatt mit Fakten, Einordnung und Besonnenheit dagegenzuhalten. In einer weniger irren Welt müssten die Institutionen von Wissenschaft, Kunst und Kultur von diesem Journalismus Rückendeckung bekommen, anstatt noch mehr Öl ins Feuer. Dabei wäre die Faustregel für den Kulturbetrieb ganz einfach: Jede missglückte Veranstaltung, jede aus dem Ruder gelaufene Diskussion, sogar eine, die wegen Geschrei oder Aufruhr abgebrochen werden muss, ist besser als eine abgesetzte, verhinderte. Immer. Nachher aufregen und das Gesehene, Geschehene analysieren, kritisieren, verdammen – statt vorher einknicken und absagen: Das ist die einzige Reihenfolge, die sich einer freien und demokratischen Gesellschaft ziemt. Vollkommen irrwitzig sind Ausladungen und Absagen aber dann, wenn sie nur mit der Nationalität oder der vermuteten Gesinnung eines Künstlers begründet werden – das ist klassischer Kulturboykott.

Das Ausladen und Absagen

In den letzten Tagen, nach der Ausladung der Münchner Symphoniker in Belgien wegen ihres israelischen Dirigenten Lahav Shani, aber auch wegen des Drucks auf Österreich, beim nächsten, in Wien stattfindenden Song Contest Israel auszuladen, wurde das Thema noch einmal ganz akut. So akut, dass wir theoretisch endlich die Gelegenheit zur Erkenntnis hätten.

Denn bisher war es – aller aktuellen Empörung in Österreich und Deutschland zum Trotz – leider genau umgekehrt. Bisher hat das Ausladen und Absagen und Entehren – ich kann das vor allem für Deutschland sagen, denn dort verfolge ich dieses Thema sehr genau – in einem wirklich bestürzenden Ausmaß Künstler und Wissenschaftler betroffen, die die israelische Politik kritisierten – neben den pauschal verdächtigten Palästinensern zu einem hohen Anteil Juden. Juden und Israelis – das wäre eigentlich nicht so schwer zu verstehen – haben ein besonderes und existenzielles Interesse an der Region Israel/Palästina, ganz anders als all die Wichtigtuer, die mit ihrem Nachgeborenen-Philosemitismus oder dem, was sie aus dem Holocaust gelernt zu haben glauben, auf den sozialen Medien Lärm machen. Man wird unter Juden immer die größtmöglichen Extreme finden, für und gegen die aktuelle israelische Politik.

Aber wenn dezidierte Gegner dieser Politik eingeladen wurden, hat das bisher kaum jemanden interessiert, weder die Kulturpolitik noch all die Journalisten, die bei mir in den letzten Tagen so zahlreich angerufen haben, weil sie wissen, dass ich mich verlässlich gegen jeden Boykott wende. Die aktuellen Aufregungen sind daher heuchlerisch, auf einem Auge blind.

Denn dass der Dirigent Lahav Shani in Gent eingeladen wurde, ist strukturell genau das Gleiche wie die Ausladung von Omri Boehm, dem deutsch-israelischen Philosophen, der die Gedenkrede im Konzentrationslager Buchenwald im April nicht halten durfte. Falls Sie davon hier in Österreich gar nichts gehört haben sollten – genau das meine ich. Derselbe Omri Boehm, Nachkomme von Holocaust-Überlebenden, der vor einem Jahr bei den Wiener Festwochen seine Rede zwar gerade noch halten durfte – auch das stand kurz vorher wegen Interventionen der Israelitischen Kultusgemeinde auf der Kippe –, dabei aber von einem israelischen Mob umringt wurde, welcher den Blick auf Boehm mit Transparenten verstellte und ihn, solange er sprach, auf Hebräisch grausam verfluchte – so, dass er es gut hören konnte. Wer der Meinung ist, dass israelische Künstler nicht eingeladen werden sollen, muss den israelunterstützenden Institutionen wie der IKG klarmachen, dass auch sie keine Cancellations unterstützen und verlangen dürfen. Dass Ariel Muzicant, der frühere Präsident der Kultusgemeinde, nun eine überparteiliche Plattform zur Israel-Solidarität gründet, ist so gesehen herzig. Vor einem Jahr sagte er, dass er, wenn er noch jung

wäre, auf den Israeli Omri Boehm Eier werfen würde. Wäre man böswillig, hätte man das als Aufruf missverstehen können.

Auf der anderen Seite hat sich, vor Jahren schon, die palästinensische Organisation BDS auf Kulturboykotte verlegt – als sie nämlich mit den Wirtschaftsboykotten gegen Israel, die sie gern organisiert hätte, international nicht weiterkam. In der englischsprachigen Welt hatte BDS damit viel Erfolg; es gab unzählige Aufrufe mit wirklich berühmten Unterschriften aus Musik, Film und Literatur, nicht in Israel aufzutreten, nicht mit israelischen Institutionen zusammenzuarbeiten.

Dieser cultural clash besteht seither zwischen der anglophonen und der deutschsprachigen Welt; Opfer davon wurden typischerweise vor allem Palästinenser. Denn in Deutschland, dem Land mit der größten palästinensischen Diaspora Europas, grassiert eine weitverbreitete Hysterie gegenüber Menschen, die als "BDS-nah" bezeichnet und damit pauschal als Antisemiten diffamiert werden. Diese Hysterie hat eigene Bundestags-Resolutionen hervorgebracht, die, wären sie Gesetze, zwar nachweislich dem Grundgesetz widersprächen, aber nichtsdestoweniger breit gesellschaftlich verteidigt werden. Und die BDS-Hysterie hält eine Armada von digitalen Anschwärzern gut beschäftigt, es ist ein widerliches Schnüffel- und Unterstellungs-Business.

All den Journalisten und Politikern, dem Zentralrat der Juden in Deutschland und der Israelitischen Kultusgemeinde hier, die BDS-Unterstützer skandalisieren, entgeht dabei völlig, dass sie sich genauso verhalten wie ihre Opponenten in England, Spanien, Irland, die in Bausch und Bogen alle israelischen Künstler und Wissenschaftler bannen wollen. Dieser Logik folgend – wenn Künstler immer für ihre Länder verantwortlich wären – müsste man eigentlich auch türkische, iranische und chinesische Künstler ausladen und solche aus Uganda, und was ist eigentlich inzwischen mit den USA? Bei den russischen Künstlern war man eine Zeitlang schon gefährlich nahe dran an Gesinnungsprüfungen.

Heillose Boykottentwicklungen

Und daher bleibt am Ende nur diese Möglichkeit: Jede Institution, jedes Festival, jeder Konzertveranstalter soll frei und ohne Druck entscheiden können, wen er einlädt. BDS darf genauso wenig ein Ausschlussgrund sein wie ein israelischer Pass. Derzeit ist denkbar, dass der Eurovision Song Contest ganz ausfällt und die hunderttausenden jungen Europäer, die ihn lieben, mit diesem nicht allzu schlimmen Verzicht dafür büßen werden, dass ihre Regierungen leider nicht in der Lage sind, zu einer gemeinsamenpolitischen Linie gegenüber der aktuellen israelischen Regierung und ihrem Chef Benjamin Netanjahu zu finden, der mich in seiner Kriegs-, Mord- und Vernichtungslust inzwischen an einen jüdischen Nero erinnert.

Angesichts all dieser heillosen Boykottverwicklungen in ihren x-ten Ableitungen ließe sich zumindest eine sinnvolle Anwendung für Toleranz formulieren: und zwar, wenn man sie im Sinn von Dickfelligkeit interpretiert. Dickfelligkeit ist, was uns allen, aber vor allem den öffentlichen und kulturellen Institutionen zurzeit am dringendsten abverlangt wird. Jeder, der Kinder durch die Pubertät gebracht hat, weiß, dass Toleranz nicht nur bedeutet, irgendetwas zu ertragen, sondern manchmal auch, gar nicht so genau hinzuschauen und hinzuhören, in der Hoffnung, dass es am Ende schon gut ausgehen wird, wenn auch mit ein paar kleineren Übertretungen und Schrammen. Nur so zerlegen die heißesten Konfliktspitzen nicht das Ganze, also die Familie.

Das Gebot der Dickfelligkeit

Um wie viel mehr gilt das für den Staat. Da er die Macht hat, nämlich das Gewaltmonopol, muss dieses Gebot der Dickfelligkeit am allermeisten für ihn gelten. Denn so, wie sich der Zeitgeist gerade gedreht hat – in den USA nennt man es seit Trumps zweitem Amtsantritt *vibe shift* –, wird auch in Europa der wehmütige Ruf nach Toleranz zunehmend von seiner direkten Umstülpung übertönt: vom Ruf nach null Toleranz. Die, die ihn im Mund führen, haben auch immer schon ein paar rote Linien bei Fuß. Und klingt es nicht manchmal ganz gut? Null Toleranz gegen kriminelle Ausländer, gegen Demokratieverächter, gegen Nazis, gegen Corona-Leugner, gegen Antisemiten? Klingt es nicht nach Führungsstärke?

Leider ist es wieder nur das uralte Machtspiel. Die sogenannte Null-Toleranz-Politik ist einfach ein neues Wort für den starken Mann und seine harte Hand. Vielleicht ist es sogar Absicht, dass die Toleranz als Wortbestandteil darin noch vorkommt, zur Ablenkung, wie künstlicher Süßstoff.

Und daher glaube ich, dass der Staat, ein demokratisch-freiheitlicher Staat, vor allem Dickfelligkeit zeigen muss, eine Dickfelligkeit, die sich auf Selbstbewusstsein gründet. Ich glaube, dass so ein Staat keine Boykotte, Kulturrevolutionen und auch nicht mehr rote Linien braucht, als er bereits hat: sein Strafrecht und seine Verfassung. Und dass es deshalb im täglichen Klein-Klein von Regeln und ihren Übertretungen keine Null-Toleranz-Politik braucht, auf keinem Gebiet. Weil kleinere Übertretungen das große Ganze nicht beschädigen. Es wird nur dann beschädigt, wenn dieser Staat selbst beginnt, die Freiheiten bei Meinung, Kunst und Kultur, die Presse- und Versammlungsfreiheit zu regulieren, wie es in Deutschland derzeit geschieht.

Von meinem Kollegen Deniz Yücel, mit dem zusammen ich den PEN Berlin vor drei Jahren gegründet und bis vor kurzem geleitet habe, stammt der knappstmögliche Merksatz: "Man schützt die offene Gesellschaft nicht vor ihren Feinden, indem man sie abschafft." Mir fällt auf, dass ich offenbar doch mehr mit der Toleranz anfangen kann, als ich ursprünglich dachte. Nennen wir Toleranz heute vielleicht dickes Fell, und versuchen wir, darunter zusammenzubleiben. Denn ohne dieses Fell werden wir kaum zu durchqueren schaffen, was sich da als neu entstandener Sumpf vor uns ausgebreitet hat.

Eva Menasse, geboren 1970 in Wien, lebt seit 25 Jahren in Berlin. Sie debütierte im Jahr 2005 mit dem Familienroman „Vienna“. Es folgten Romane und Erzählungen („Lässliche Todsünden“, „Quasikristalle“, „Tiere für Fortgeschrittene“), die vielfach ausgezeichnet und übersetzt wurden. Preise (Auswahl): Heinrich-Böll-Preis, Friedrich-Hölderlin-Preis, Jonathan-Swift-Preis, Österreichischer Buchpreis, Bruno-Kreisky-Preis, Jakob-Wassermann-Preis und das Villa-Massimo-Stipendium in Rom. Eva Menasse betätigt sich zunehmend auch als Essayistin und erhielt dafür 2019 den Ludwig-Börne-Preis. Ihr letzter Roman „Dunkelblum“ war ein Bestseller und wurde in 9 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien der Buchessay „Alles und nichts sagen. Zum Zustand der Debatte in der Digitalmoderne“.

Eva Menasse wurde zwei Wochen vor dieser Rede mit dem Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln 2025 ausgezeichnet.

Die Eröffnungsrede von Eva Menasse zu den Dachstein Dialogen 2025 wurde am 20.9.2025 im Album von Der Standard veröffentlicht.